

Renate Stauf. Braunschweig

HERMANN'S WILLE UND WEG. VON EINEM, DER AUSZOG DAS MALEN ZU LERNEN

**VERSUCH EINER ANNÄHERUNG AN LEBEN UND WERK ERNST EIMERS
(1881 – 1960)**

I. Aufbruch

In seinem Elternhaus hingen keine van Goghs. Ein mittelgroßes Bauerngut, weltentfern gelegen zwischen unfruchtbaren steinigen Hügeln, wo Disteln, Wicken und Schlehdornhecken besser gedeihen als Gerste, Weizen und Korn, wo die Menschen herb und mager wie die Felder sind und wo man 12 oder 14 Stunden am Tag arbeitet, um dem kargen, harten Boden den Lebensunterhalt abzuringen. So beschreibt Ernst Eimer selbst die Welt, in die er 1881 hineingeboren wird. Wer, was hat ihn dazu gebracht, diesem dörflichen Leben, in dem die Kunst ein unverstandener und unwillkommener Fremdling ist, den Rücken zu kehren und die Stirn zu bieten? Woher kamen die ersten anderen Orte, die ihn zum Aufbruch verlockten?

In der als Kinder- und Jugendbuch verfassten Autobiographie *Hermanns Wille und Weg* lautet die Antwort: aus Büchern und Zeitschriften. Ungläubigkeit stellt sich ein, wenn man liest, was in den Kindheitserinnerungen des Künstlers den Lektüreschatz der Familie bildet. Lesestoff ist in den Bauernfamilien so rar, wie die zum Lesen nötigen Mußestunden. Im Eimer-Haus findet sich ein Wochenblättchen in „hübsch gehefteten Jahrgängen“, ein Landkalender, ein altes Buch über den Schinderhannes und eines über Bismarck, gebundene Zeitschriftenbände der *Gartenlaube*, billig vom Vater ersteigert. Genug, um der Familie eine verdächtige Liebe zum Lesen zuzuschreiben. Und genug offenbar auch, um die Phantasie des Jungen aus der Monotonie des täglichen Gleichmaßes herauszulocken:

„Stundenlang saß er mit seiner Schiefertafel vor den alten Kalendern und zeichnete die Bilder darin ab. So ein Maler werden, wie sie in den Büchern standen, das war die ganze Sehnsucht des Jungen.“

Das Kinderbuch als autobiographischer Text. Darf man ihm glauben? So wie Ernst Eimer hier sein künstlerisches Werden erinnert, ist der Aufbruch in die große Welt der Kunst zwar Hermanns Wille, der Weg dorthin aber immer wieder ein Weg zurück. Manche gehen und sind doch gar nicht gegangen. Ernst Eimer gehört dazu. Das Studium im Frankfurter Städels bei Wilhelm Beer, in Karlsruhe bei Ernst Schurth und später bei Friedrich Fehr, in München bei Otto Seitz und die Ehre schließlich, zuletzt sogar in der Meisterklasse Wilhelm Trübners zu sitzen: nichts davon bringt in das Kunstdenken und in die Kunst des Malers einen Zuwachs an Welt. Sein Vergleichsmaßstab für alles, was ihm in der Welt der Kunst begegnet, ist jener kleine Ort seiner Kindheit und Jugend, der nie vor seinen Augen hat schrumpfen können, nie der natürlichen Evolution der Fremde unterworfen wird.

Deshalb vermutlich auch die Autobiographie als Dorfgeschichte, geschrieben aus einer wahrhaft kindlichen Perspektive, die dem Autobiographen auf die Frage, wie der junge Künstler mit Kritik an seinen Bildern umgehen sollte, die naiv-schlichte Antwort erlaubt:

„Was der eine für gut und wertvoll findet, tritt der andere mit den Füßen – das ist so in der Kunst und auch sonst im Leben. Aber der Maler muß bei seiner Eigenart bleiben und darf nicht Nachahmer eines anderen sein, sonst hat seine Arbeit keinen Wert. Denn jeder echte Künstler ist nur einmal da.“

„Bei seiner Eigenart bleiben“, das bedeutet für Ernst Eimer, der bäuerlichen Herkunft nicht entrinnen zu können und das auch nicht zu wollen. Eimer geht mit dieser Grundorientierung eine Tendenz zur Idealisierung des dörflichen Lebens, die sich fast in allen Eimer-Bildern erkennen lässt und die in *Hermanns Wille und Weg* in einem Initiationserlebnis zum Ausdruck gebracht wird:

„Der Maler lag nun mit geschlossenen Augen. Auf allen Wiesen war das hellklingende Wetzen der Sensen zu hören, die arbeitsfrohen Menschen riefen sich lachend guten Morgen zu, und hier und da flog auch ein Scherzwort zu ihm herüber. Ganz in der Nähe sang jetzt auch eine Lerche. Jubilierend kletterte sie hoch in den Himmel, und nun stieg eine zweite und etwas ferner noch eine dritte auf. Und Hermann lag zwischen vielen Lerchenliedern auf dem Boden seiner Heimat. Und diese Heimat hätte er doch im Bilde festhalten wollen mit seiner jungen, tatenfrohen Kraft. Aber die gehörte jetzt wieder der väterlichen Scholle, wochen- und monatelang. Das war sein Schicksal, dem konnte er nicht entrinnen.“

II. *Entscheidung für die Provinz*

„Bei seiner Eigenart bleiben“, für Ernst Eimer bedeutet es auch, sein überragendes Talent nur dieser väterlichen Scholle zu verschreiben und die großen Entwicklungen in der Malerei seiner Zeit lebenslang zu ignorieren, die Bild- und Kunstauffassung eines Picasso (1881 – 1973) etwa oder eines Hans Purrmann (1880 – 1966), der wie Eimer aus sehr kleinen Verhältnissen stammt, nach seinem Studium in Karlsruhe und München aber nach Paris geht, erster Schüler von Matisse wird und mit seinem Kräftespiel der Farben mitten in die bewegte Zeit hineinführt.

In *Hermanns Wille und Weg* steckt Eimer die Grenzen seiner Kunst und seines Künstlerdaseins unwiderruflich ab. Der autobiographische Rückblick ist eine einzige Liebeserklärung an die kleine Welt der Eltern und Nachbarn. Selbst dort, wo diese dem kunstbesessenen Hermann Steine in den Weg legen, erscheinen sie noch liebenswert mit ihrem strengen Lebensernst und ihrer polternden Aufrichtigkeit.

Die dörfliche Welt soll den Abtrünnigen verstehen lernen, vor ihr allein sucht er sich mit dieser, seiner Kinder- und Jugendgeschichte, zu rechtfertigen. Gilt es doch, das verächtliche Wort des Vaters zu widerlegen: „Bauer und Maler passen nicht zusammen“. Das Schwere auf Hermanns Weg ist deshalb auch nicht die Kunst selbst, sondern der Mangel an Geld, der ihn dazu zwingt, das den Eltern abgerungene Kunststudium in den großen Städten immer wieder zu unterbrechen, um im Sommer auf den Feldern mitzuarbeiten. Das verstehen die Bauern, dafür verzeihen sie ihm sogar seine „Kunstmarotte“. Die ersten Erfolge feiert der junge Maler weniger als Kunsterfolge denn als ökonomische Triumphe. Ja, der Anpassungswille des Autobiographen an den dörflichen Horizont geht so weit, dass seine anekdotische Erzählweise die beiden Lebenssphären fast nahtlos ineinander blendet. Durch nichts unterscheidet sich sein in der Autobiographie geschildertes Leben in der großen Stadt von dem Leben und Denken in dem kleinen Dorf. Wie Herrmann betrachten auch seine Mitstreiter auf der Kunstakademie ihre Kunst zuallererst als ein Handwerk, das einst seinen Mann ernähren soll. Sie darben zusammen, suchen gemeinsam vor den Toren der Stadt nach originellen Motiven, verzehren den Erlös ihrer verkauften Werke im Wirtshaus. Nur über eines sprechen sie niemals: über ihre Kunst und ihr künstlerisches Selbstverständnis. Zweifel und Selbstzweifel, das Ringen mit den

künstlerischen Gegenständen, die Zerrissenheit des Gemüts, das Denken in Widersprüchen haben in *Hermanns Wille und Weg* keinen Platz.

Können wir daraus schließen, dass es diese Widersprüche in dem Künstlerleben Ernst Eimers nicht gegeben hat? Wohl kaum. Sollen wir bedauern, dass der künstlerisch immerhin bedeutsamen Ausbildung an namhaften Akademien keine vergleichbare intellektuelle an die Seite getreten zu sein scheint?

III. Ein , doppeltes' Leben

Im Nachlass Ernst Eimers, in den hinterlassenen Briefen und Aufzeichnungen finden sich nur spärliche Hinweise darauf, dass der mit dem Volksschulabschluss erreichte geistige Horizont sich wesentlich erweitert hätte. Keine Diskussionen über das politisch bewegte Zeitgeschehen, über Kunsttheorien, über die Werke vergangener und zeitgenössischer Künstler. Aber, ist das ein Beweis für geistige Unbeweglichkeit? Wohl eher für die Existenz einer „Schere im Kopf“, für gelungene Selbstzensur oder für das, was Heinrich Heine einmal ein „Zeitablehnungsgenie“ genannt hat.

Fotos aus diesem Nachlass zeigen nämlich einen ganz anderen Ernst Eimer, einen nachdenklichen, eleganten, fast dandyhaft gekleideten Künstler, der im verrauchten Atelier, in lässiger Haltung selbstbewusst inmitten eines Kreises bedeutender Malerkollegen in die Kamera blickt. Keine Spur von einem Bauernjungen. Diesem mondänen, avantgardistischen Leben entspricht auch seine Heirat mit einer vermögenden Frau aus dem Bildungsbürgertum. Sie ermöglicht ihm das lebenslange Künstlerdasein, unabhängig von dem Erfolg seiner Kunst, der sich freilich bald darauf, größer als erwartet, einstellt und der sich nicht zuletzt dem Mäzenatentum der kunstliebenden Elisabeth verdankt. Sie organisiert seine Ausstellungen, macht ihn mit wichtigen Leuten bekannt, sorgt für künstlerische Kontakte und Korrespondenzen und gibt dem gemeinsamen Leben einen städtischen und großbürgerlichen Zuschnitt.

IV. Die Gemälde

Ernst Eimer wird bekannt, weit über die von ihm selbst gezogenen Grenzen seiner kleinen Welt hinaus. Seine Ölgemälde, Lithographien, Radierungen, Kohlezeichnungen und Aquarelle hängen in renommierten nationalen und internationalen Ausstellungen. Sie finden Eingang in Kunstkataloge, Bücher, Zeitschriften und Lexika. Die Familie lebt mit der Tochter in Darmstadt (1914 – 1930) und Frankfurt (ab 1930), und sie leistet sich ein Sommerhaus mit Atelier in Groß-Eichen. Denn an den Ort seiner Herkunft zieht es den Künstler immer wieder zurück. Er lässt ihn nicht los, wird von ihm nicht losgelassen.

So sehr alles dafür spricht, dass Ernst Eimer ein ‚doppeltes‘ Leben geführt hat, innerlich und äußerlich, so wenig erlaubt er seinem zweiten Ich, dass es Einfluss auf seine Kunst gewinnt. Die Schere im Kopf funktioniert. Er malt Bauernstuben und Landschaften, musizierende und spielende Dorfkinder, Kirchweihfeste und skurrile Wanderburschen - und immer wieder die Dorfleute, bei der Arbeit auf den Feldern, am Spinnrad, beim Gänse-, Ziegen-, Kuh- und Schweinehüten, mit abendlicher Lektüre befasst oder beim Kirchgang. Und diese Welt ist in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch immer beklemmende Wirklichkeit. Wenn man in dem kleinen Dorf Wasser braucht, muss man den mühsamen Gang zum Dorfbrunnen unternehmen, wenn ein eisenbereiftes Wagenrad bricht, braucht man den Dorfschmied, für die Feldarbeit steht nur das einfachste Gerät zur Verfügung, die Abende werden von keinem elektrischen Licht erhellt.

Ernst Eimer bringt sie in dunklen und schweren Farben auf die Leinwand, diese oberhessische Welt des Kleinen und Alltäglichen, des harten Kampfs ums Dasein, der dem Betrachter ungeschönt aus den harten, zerfurchten Gesichtern entgegentritt. Und doch leuchtet in diesen Gesichtern noch etwas anderes: Harmonie, Frieden, Bescheidenheit, Schicksalsergebenheit, ja und nicht selten auch Geist und Würde. Ein poetischer Schleier mildert und verklärt den Realismus der Darstellung, ein feiner Humor gibt den Bildideen Leichtigkeit und Charme. Die Zeit scheint still zu stehen in diesen Gemälden, die in vielem an die literarische Welt des späten 19. Jahrhunderts erinnern, an Wilhelm Raabe etwa, den Großepiker der kleinen Verhältnisse, an Berthold Auerbach, den Verfasser der *Schwarzwälder Dorfgeschichten* oder an

Thomas Hardy, den skeptischen Chronisten der Grafschaft Wessex. Wie diese Schriftsteller erkennt auch Ernst Eimer das Archetypische der Provinz und hält es fest.

Seine Bilder sind Genre-Bilder, wie sie für die das 19. Jahrhundert typisch sind. Die Genre-Malerei schildert das Leben im Familienkreis, zeigt häusliche Interieurs, den Gang in die Kirche, Feste zu Taufen und Hochzeiten, aber auch Marktszenen und Landschaften, welche die heimatliche Umgebung darstellen. Insbesondere das bäuerliche Leben wird in der Genre-Malerei im Sinne einer Einheit von Mensch und Natur in ländlicher Idylle idealisierend dargestellt. Wie bei Ernst Eimer geht bei den Genremalern das Interesse am regionalen Brauchtum einher mit einem anekdotischen Erzählstil der Bilder. Die Tendenz zur Darstellung einer ‚heilen Welt‘ führt in der Genre-Malerei manchmal in bedenkliche Nähe zum Kitsch. Ernst Eimers Bilder hingegen verdienen gerade deshalb Wertschätzung, weil sich ihre unverwechselbare Eigenart auf eine freilich nicht leicht zu beschreibende Weise von dieser Gattung abhebt.

V. Die Bücher

Flankiert werden die bäuerlichen Bild-Sujets Ernst Eimers von zahlreichen, selbst illustrierten Dorf- und Kindergeschichten, kleinen Bändchen mit Mundartgedichten und einem prächtig bebilderten Märchenbuch. Als Märchenmaler und Märchenerfinder ist Ernst Eimer wahrhaft originell. Hier lässt er seiner Phantasie freien Lauf, erschafft eine ganz eigene, phantastische Welt, eine Welt, in der die Menschen keinen Platz haben und die menschlichen Anliegen von Zwergen, Gnomen und Wichtelmännchen sowie von sprechenden und handelnden Tieren vertreten werden. Eine einfache Moral, die zwischen Gut und Böse klar unterscheidet und als vermittelnde Instanz auf Güte und Mitgefühl vertraut, sorgt dafür, dass alle in dieser Märchenwelt auftretenden Konflikte auf unproblematische Weise gelöst werden können. Ernst Eimers Sprache ist in diesen Geschichten so schlicht, kindlich und naiv wie viele seiner dörflichen Bildthemen. Es ist eine Sprache, die keinerlei literarischen Anspruch erhebt und die noch mehr als seine Gemälde erkennen lässt, wie sehr der

geistige Horizont seiner Herkunft tatsächlich sein Schicksal geblieben ist.

VI. Auszug aus den Bildern

Nur einmal ist Ernst Eimer ausgebrochen aus dem eng begrenzten Themenkreis seines Schaffens. 1916, als er eingezogen wird und sich dann freiwillig als Kriegsmaler an die Front meldet. Von dem reichen Skizzenmaterial, das er aus dem Krieg mitbringt, ist zwar kaum etwas erhalten, aber das Wenige lässt erahnen, welche anderen, größeren Möglichkeiten seinem Talent noch offen gestanden hätten.

Der Zweite Weltkrieg hat für den Künstler gleich mehrere Schicksalsschläge im Gefolge. Seine Frankfurter Wohnung mit dem größten Teil seiner Werke wird 1944 bei einem Bombenangriff vernichtet. Im selben Jahr stirbt seine Frau. Nun hat er genug vom Kunstbetrieb, zieht sich ganz in sein dörfliches Sommerhaus zurück, wird zum kauzigen Einzelgänger. Die Bilder, die in dieser Zeit noch entstehen, reichen nicht mehr an das Können der frühen Jahre heran. Eine schwere Augenerkrankung führt schließlich zur Erblindung, zwei Jahre vor seinem Tod, im Frühjahr 1960.

VII. Perspektiven

Groß-Eichen feiert im Sommer 2006 den 125. Geburtstag seines großen Sohnes. Doch wie lebendig ist sie wirklich, die Erinnerung des kleinen Dorfes an den Künstler, der sein ganzes Denken, Schaffen und Leben so beharrlich und ausschließlich in den Dienst der dörflichen Menschen und Lebensverhältnisse stellte und diese in seinen Gemälden unsterblich werden ließ? Gewiss, der Ort seiner Herkunft hat es sich nicht nehmen lassen, dem Maler 1958, kurz nach seinem 77. Geburtstag die Ehrenbürgerwürde zu verleihen. In vielen Häusern hängen noch immer einige von seinen Bildern. An Jubiläen ist man – das versteht sich – auch gerne zu einer Würdigung seines Lebenswerkes bereit. So feierte das Dorf schon zu seinem 100. Geburtstag ein großes Fest, das sich der gemeinsamen Initiative des damaligen Altbürgermeisters Emil Schombert und des Bürgermeisters der neuen Großgemeinde

Mücke, Heinrich Stein, verdankte und das immerhin die Einrichtung eines Ernst-Eimer-Platzes in der Dorfmitte und die Benennung einer Straße mit seinem Namen zur Folge hatte.

Doch zwischen solchen offiziellen Erinnerungsfesten gibt es bedauerlicherweise lange Zeiten des Vergessens, in denen der Ernst-Eimer-Platz und sogar das Grab des Künstlers kaum noch jemandem etwas zu bedeuten scheinen.

Wäre die Pfarrerstochter Ruth Neeb nicht vor einigen Jahren nach Groß-Eichen gezogen, sähe es um die regionale Pflege des Erbes von Ernst Eimer traurig aus. Mit unermüdlichem Engagement und mit großem Sachverstand sorgte und sorgt sie auf bewundernswerte Weise ehrenamtlich dafür, dass sein Wirken im Gedächtnis bleibt. Ruth Neeb hat von der im Geburtshaus des Künstlers lebenden Nichte, Erna Schombert, viele wertvolle Informationen bekommen. Sie hat den Kontakt zu den Museen wieder aufgenommen, in denen viele Eimer-Bilder ständig ausgestellt sind (*Lauterbacher Hohhaus-Museum, Stiftung Wienold; Oberhessisches Museum Gießen, Regionalmuseum Alsfeld, Heimatmuseum Fridericianum Laubach, Museum im Vorwerk Ulrichstein*). Sie recherchiert bei den Nachkommen und Freunden des Malers, folgt den Spuren seines Nachlasses, sammelt alles das, was in vergessenen Schubladen ruht, verhandelt mit der Gemeinde, lässt beschädigte Gemälde restaurieren, schreibt Artikel für die regionale Presse. In den Jahren 2002 und 2003 hat sie sich dafür engagiert, dass drei große Eimer-Ausstellungen stattfinden konnten, 2002 in *Laubach/Hessen* und in *Lauterbach/Hessen*, 2003 im *Hessenpark Neu Anspach*. In *Lauterbach* entstand in Zusammenarbeit mit dem Leiter des *Hohhaus-Museums*, Wolfgang Wiehl, ein sehr schöner, umfangreicher Katalog, der Ausstellung im *Hessenpark* widmete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einen großen Artikel (02. April 2003, Nr. 78, S. 55: *Ein Vogelsberger van Gogh. Freilichtmuseum Hessenpark präsentiert den Maler Ernst Eimer / Menschen und Landschaften*.) Doch damit nicht genug. Ruth Neeb, obgleich der älteren Generation angehörend, erkennt die neuen Medien an und nutzt sie für ihre Vorhaben. Sie hat eine Internet-Seite zu Ernst-Eimer einrichten lassen, und es ist ihr gelungen, das Fernsehen für den Künstler und sein Werk zu interessieren. Im letzten Jahr sendete das Hessische Fernsehen in seiner Reihe *Bilderbogen* ein sehr ansprechendes Eimer-Porträt. Ruth Neeb ist schließlich auch die

Organisatorin und Schirmherrin der Ernst-Eimer-Feier, die in Groß-Eichen am 16. Juli 2006 stattfindet.

Es steht also nicht schlecht um die Erinnerung an Ernst Eimer, solange es Menschen wie Ruth Neeb gibt, die ihr Kunstenthusiasmus dazu befähigt, Widerstände zu überwinden und Andere für das zu begeistern, was ihrem eigenen Dasein Sinn und Orientierung gibt. Dafür sei ihr an dieser Stelle herzlich mit dem Wort eines großen Dichters gedankt:

„Gute Gemüter sehen so gerne den Finger Gottes in der Natur. Warum sollte man nicht auch der Hand seines Nachahmers, des Malers, einige Betrachtung schenken?“
(Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*)

Autorin:
Dr. Renate Stauf,
Professorin für neuere deutsche Literatur
an der Technischen Universität
Carolo-Wilhelmine zu Braunschweig